

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

38 (1.10.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 1. Oktober 1939

Folge 38 / Jahrgang 1939

Fliegende Blätter

Von M. A. v. Lütgendorff

Langsam rieseln die Blätter zur Erde. Still löst sich Blatt um Blatt und senkt sich dem Boden zu; allein nur allzubaald werden die Blätter in wahren Massen herabfallen und die Erde wieder mit dem dichten Mantel bedecken, der sie und die kleine Pflanzenwelt, die sie trägt, vor dem Winter schützen muß.

Diese Aufgabe des Blattes, der Natur sozusagen noch im Tod Nutzen zu bringen, ist weit wichtiger, als man gewöhnlich annimmt, denn die abgefallenen Blätter sind nicht nur Kälteschutz, sondern auch ein treffliches Düngemittel. Auf ihren Flächen beginnen nämlich nach und nach große Mengen von nützlichen Lebewesen zu wachsen, die sich nahrungsmittel und die, indem sie die Blätter zur Zersetzung bringen, dem Boden Stickstoff zuführen. Bis zur völligen Zersetzung dauert es aber in der Regel eine gute Weile, denn zuerst muß das tote Blatt den Boden wärmen, und was die Fähigkeit der Wärmebildung von Blättern bedeutet, hat die wissenschaftliche Untersuchung genau erwiesen. Man füllte zwei bis fünf Kilogramm Blätter in Gefäße und ließ sie bis zu 27 Stunden stehen. Als man nach dieser Zeit die in den Gefäßen herrschende Temperatur maß, war sie bei den Blättern vom Birnbäum z. B. auf 39 Grad C gestiegen. Nun versteht sich von selbst, daß die Selbstwärmerung der Blätter an der freien Luft nicht so kräftig vor sich gehen kann, wie im geschlossenen Gefäß; aber die Fähigkeit der Erwärmung, namentlich der unteren, dem Erdboden also am nächsten liegenden Blattschicht, die zudem noch durch mehrere Überlagen von der Außenluft abgehalten ist, macht sich doch sehr wirksam geltend.

Die Wärmezeugung fallender Blätter macht sich übrigens auch ein flüger Vogel zunutze, der Vogel Mäler, der auf vielen Südeiseninseln einheimisch ist und seine Eier einfach in große Blätterhaufen legt, um sie durch die sich darin entwickelnde Wärme zum Ausbrüten zu bringen.

Die Wärmekraft der Blätter läßt sich schon daran erkennen, daß auch bei schneefreiem Frost, wenn also der Schnee als Schutzbede nicht in Betracht kommt, die von der Blattschicht geschützten Gewächse nicht erfrieren. Wer Gartenbau treibt, sammelt denn auch die abgefallenen Blätter und bedeckt damit seine empfindlichen Pflan-

zen, oder er füllt das Laub in Gruben, die er dann mit etwas Erde bedeckt, wodurch eine sehr gute Pflanzstelle entsteht, die sich besonders zum Treiben von Gemüse eignet.

Der Herbstlaubfall vollzieht sich, so lange noch kein Frost eintritt, in der Weise, daß sich, sobald die Zeit der Entblätterung herannäht, an der Ansatzstelle des Blattes ein Zellgewebe bildet, dessen Zellen so locker aneinander sitzen, daß schon das geringe Gewicht des Blattes genügt, sie zu zerreißen. Nur bei einigen Bäumen, wie den Eichen und Buchen, sind die Blattstiele so kräftig, daß die Blätter nicht im Herbst abfallen, sondern den ganzen Winter hindurch am Baume hängen bleiben. Beim normalen Laubfall lösen sich die Blätter ganz allmählich ab, so daß gewöhnlich Wochen vergehen, ehe ein Baum völlig entlaubt ist. Zwingt aber Frost die Bäume zum Laubabwurf, so kommt Tempo in das Naturgeschehen. So hat man nach einem Nachtfrost beobachtet, daß von einem Bergaborn im Lauf einer halben Stunde nicht weniger als 1658 Blätter fielen, daß sich somit in jeder Sekunde ungefähr neun Blätter ablösten, während eine Rosenhecke in der gleichen Zeit 6250 Blätter, das heißt drei Blätter in der Sekunde abwarf. Die Hitzepanzer wirkt des härtesten Laubfalls durchschnittlich in jeder Sekunde zur Zeit des härtesten Laubfalls durchschnittlich in jeder Sekunde ein Blatt ab. Zu den Bäumen, die sich am Winterbaum, dessen Entlaubung sich fast jedes Jahr und zwar normalerweise nur während einiger Tage vollzieht.

Auch in den Tropen gibt es Bäume, die alljährlich ihre Blätter abwerfen. Manche von ihnen entledigen sich ihres Laubes ganz und gar, andere aber bleiben nur einige Tage oder höchstens ein paar Wochen kahl, worauf die Laubbildung sehr schnell wieder einsetzt. Bei manchen Tropenbäumen tritt die Entlaubung sogar bis zu dreimal im Jahr ein. Die in Südamerika vorkommende Wüstenpflanze Welwitschia mirabilis behält dagegen ihr ganzes Leben lang und wenn sie noch so alt wird, ihre zwei Blätter. Diese Blätter werden niemals abgeworfen und wachsen nur immer weiter, so daß sie schließlich, da das Gewächs viele Jahrzehnte alt werden kann, mehr als zehn Meter lang werden. Wenn die Welwitschia ihre Lebensgrenze erreicht hat, sitzen daher noch immer dieselben Blätter an ihr, die sie als Jungpflanze bildete.



Gutacherin mit dem Erntekranz

Aufnahme: Pagenhardt, Baden-Baden.

Das wilde Gespann

Von Karlheinz Holzhausen

Mit schweißgeglänzten atzenden Fellen und dampfenden Hühnern kam das Teufelsgespann auf dem Hof Toomains an, während einige Weifen landeinwärts Affeli Toomains und kein Knecht aus den Trümmern des Schlittens gezogen wurden. An welchem Galopp hatten sie die Halben aufgeschreckt, waren einem Sturm gleich über die verhärtete Schneefläche geflohen und hatten schließlich bei Maaktis Fellen die unheimliche Fahrt nicht abbrechen können. Mit hartem Schläg war der Schlitten am Gehörn angelockt. Die Pferde aber waren mit der abgebrochenen Dornschiff weiter gelangt.

Keiner wollte mehr etwas mit dem toten Gespann zu tun haben. Untaria blieb es in einer Ecke des Stalles stehen und zerschlugte den Weibboden. Als Affeli Toomains sich von dem Unalück bei Maaktis Fellen erholt hatte, ging er schweigend in den Stall und beobachtete die Halben. Sie hatten die Dornen angesetzt und warfen stöhnend die Köpfe um sich. Affeli achtete, dem Satansgespann die Boshheit auf seine Weife auszutreiben und holte die laue Peitsche. Damit schlug er unaufhörlich auf die Tiere ein. Sie trommelten gegen die hölzernen Sperrwände und rissen an den Ketten. Unentwegt lautete die Peitsche.

Da war unversehens Unto, Affelis ältester Sohn, hinaustraten und wurde von dem Niemen getroffen. Ein roter Strich flammte in des Jungen Gesicht auf. Affeli schrie, daß er aus dem Wea achen solle, und holte wieder aus. Unto blieb stehen und wurde abermals geschlagen. Langsam kam er auf den Vater zu und rief dann mit lächelndem Griff die Peitsche an sich. Ehe Affeli Toomains sich von seinen Schlägen und seiner blinden Wut erholt hatte, lag die Peitsche zerbrochen vor seinen Füßen. Doch aufgerichtet aber hand Unto vor dem Vater und harrete ihn aus aufzerrhenden Augen an. Nichts war zu hören als das Schnauben der aufzerraten Halben und das Keuchen der Männer. Affeli hatte auf diesen Tag erwartet, da sich sein ältester Sohn gegen ihn auflehnen würde, um die Herrschaft über den Toomainshof an sich zu reißen. Auch hätte er sich aber hart nennen. Doch hand er seinem Sohn gegenüber und schrie: „Mein!“, ohne daß der Junge wußte, was der Vater meinte. Nur einer unvernünftigen, gemeinen Tat hatte Unto entgegenzutreten wollen. Das jedoch war für Affeli Toomains das Signal einer Auflehnung gewesen. Mit bitteren Worten verließ er den Sohn vom Hof und gab ihm zur

das Satansgespann mit. Größer jedoch war das Erbe der Hölzer herrschen. Affeli Toomains im Blut des Jungen, Stolz war sein Vater war Unto und schrie ohne Demut die Halben an.

Bald war das wilde Gespann weit und breit bekannt. Was andere Pferde nur zu vier schafften, bewältigten die Halben mit unbändiger Kraft allein. Eine Zeitlang ließ Unto sein Gespann bei den Holzfüllern arbeiten und schleppte mit ihnen die riesigen Stämme zum Strom. Dort häuften sie sich und warteten auf den Frühling, der im Süden bereits alle Welt aus hartem Winter Schlaf erweckt hatte. Die Menschen im Norden mußten bis zuletzt warten, ehe der Strom aufbrach und die fantigen Eishüllen ins Meer spülte.

Als Unto merkte, daß die Halben des ewigen Hin und Her zwischen Strom und Wald satt waren und nach wilder Jagd über die weißen Ebenen dürrten, zimmerte er sich einen starken kurzen Schlitten und übernahm es, tagtäglich vom Gebirge zur großen Stadt am Meer zu fahren. Schneller als alle anderen Schlitten, wühlte Unto heil die Fahrt über den Strom an jener Stelle, die er von seinem Vater Affeli kannte. Die Fahrt war viel weiter unten. Selbst bei dem härtesten Eis mieden die anderen Bauern den Winterweg der Toomains über das Eis. Tief und gefährlich war dort das Wasser, wenn die gefrorene Decke aufbrach. Oft geschah das in den heller werdenden Nächten, und dann war es sicherer, die Pferde aus dem leichten Wasser der Furt zurückzureißen.

In einer jener dämmernden Nächte sah Unto, gerade als er die Stadt wieder verlassen hatte, einen fremden Schlitten vor sich. Fast schien es den Halben selbstverständlich, keinen Schlitten vor sich zu dulden. Schon schlugen ihre Füße in schnellerem Takt auf den brüchigen Schnee. Der fremde Schlitten wollte sich nicht überholen lassen, und daran erkannte Unto Toomains seinen Vater Affeli.

Bei Maaktis Fellen, jener Unglücksstätte, hatte Unto das Fahrzeug des Vaters seit an seit und schob sich

daran vorbei. Er sah nicht zu der pelzvermummten Gestalt hinüber, sondern harrete trotzig geradeaus. Nun bog Unto ab, da er zur Furt wollte. Ein höhnisches Lachen trug der Fahrt vor. Affeli Toomains herab. Unto ließ sich nicht beirren. Er wußte, daß der Strom in diesen Stunden aufbrach. Ein kernes Brausen und Knattern kündete das Erwachen des Flusses an. Affeli Toomains jagte in unbedrückter Fahrt weiter auf dem Weg, den er die Jahre zuvor zu dieser Zeit immer noch hatte fahren können.

Unto sah es, als er den flachen Hügel vor dem Strom hinaufbraute. Ohne einen Augenblick zu zögern, rief er die Halben herum und hegte sie dicht am Ufer des Stromes zum Hohlweg hin, aus dem hervor Affeli Toomains auf das Eis rufen würde. Zum ersten Male seit langer Zeit schwang Unto die Peitsche und spornete die Halben an, das Letzte herzugeben. Stodig stob ihnen der Schaum von den Mäulern und wie seriente Lächer larterten die Wädhnen. Der Schlitten wurde hin und her geschleudert und sprang in hohen Säben über querliegende Baumstämme. Wenige Meter nur trennten ihn noch von dem Hohlweg, noch war Affeli Toomains nicht da. Während Unto mit verkrampften Händen die Hügel hielt, rechnete er aus, daß der Vater jeden Augenblick in das Verderben jagen könnte. Gleich mußte er in aus dem Hohlweg kommen! Unto lenkte die sich aufbäumenden Halben auf den Strom zu, da preschte Affeli heran, sah den Schlitten des Jungen schräg auf sich zuheran und schlug in jäh aufsteigendem Horn mit der langen Peitsche nach seinem Sohn. Schneidend traf der Hieb — da frachten Affelis Pferde in den Schlitten des wilden Gespanns, dessen Hufe gerade die dünne Eisdicke des Stromes durchbrachen. Unto war von der Gewalt des Zusammenstoßes heraufgeschleudert worden und lag regungslos am Ufer. Das Teufelsgespann kämpfte, durch das Gehörn aneinandergelockt, verzweifelt gegen die Strömung und verstand zwischen den treibenden Eishüllen, weit in der Mitte des Flusses.

In müder Fahrt brachte Affeli Toomains seinen Sohn heim und hatte sogar den weiten Umweg über die nördliche Brücke gemacht, so alt war er in diesen wenigen Stunden geworden. Untos Tat für ihn verlangte, daß er nunmehr den Platz für das kommende junge Geschlecht freimach.

... und heller wird es tagen

Wie alles noch verschlafen liegt in dunkler Stuben Dämmern. Im Morgenwind, der vor uns fliegt, flammt unsre Fahne unbefestigt, und unsre Trommeln hämmern.

Und wieder klingt der Trommelschlag, Querpfeifen jubelnd. Komm mit uns, was da kommen mag, im Frührothschein am jungen Tag, da müssen wir marschieren.

Du deutsches Volk, nur dir erklingt, was hell die Trommeln schlagen. Dein Blut in unsern Adern singt, im Jubelklang das Herz mitschwingt, und heller wird es tagen. Eugen Richter.

Im Park von Zelesz

Erzählung von E. Droste-Hülshoff

Nachmittagssonne liegt über dem Wirtschaftshof von Zelesz. Ein paar rührende Säule schmücken mit weit vortretenden Säulen auf dem Rasenplatz vor dem Verwaltungsgebäude. Drüben beim Tor hat der alte Inspektor eine magarisch temperamentvolle Auseinandersetzung mit einem der gräßlichen Kutscher. Hinter den Fenstern der Geschäftliche klappern Klänge mit Pflöschgeräusch und eine Menge ein häßliches ungarisches Volkstied. Franz Schubert bleibt einen Augenblick vor den Fenstern stehen, horcht auf die leidenschaftlich leuchtenden Weisen. Sie haben ihm manche Anregung gegeben, diese Volkslieder, schon im Jahre 1818, als er zum ersten Male in Zelesz weilte, und heuer wieder. Die Melodien seiner B-Dur-Sonate, des ungarischen Divertissements sitzen in ihm auf, langsam schwebend er in den großen Schloßpark hinüber.

Hier herrscht der Herbst. Es ist so still, gelbe, rote und braune Blätter rascheln auf allen Wegen. Bei den Büschen neben der Steinwand, vor der eine weisliche Dienerin steht, hat man einen freien Blick auf die Hauptfront des Zelesz'schen Herrenhauses. Ein paar Fenster sind geöffnet, einige weiße Vorhänge wehen dahinter. Franz Schubert blickt lange hinüber. Vielleicht kommt die Komtesse?

Endlich wendet er sich ab, bricht ein Zweiglein von der nächsten Hecke, bricht es zwischen den Fingern, wandert tiefer in den Park. Er wird nicht mehr lange hier gehen. Die gräßliche Familie Oberhaus will demnächst den Sommeraufenthalt in Zelesz beschließen und nach Budapest fahren. Dann ist auch der Klavierlehrer der Komtesse hier überflüssig. Von Schönheim aus Wien ist bereits angemeldet, um noch einige Herbsttage in Zelesz zu verbringen. Wenn dann kein großer Reisewagen wieder weiltwärts fährt, wird auch Franz Schubert mitreisen, heim nach der Donaustadt.

Es raschelt hinter einem Gebüsch. Leichte Schritte — da steht die junge Komtesse Karola lachend mitten auf dem grünen Parkweg. „Franz!“

Eine helle Blütewelle färbt das Gesicht des jungen Musikers, einen Augenblick steht es aus, als wolle er die leichte, zierliche Gestalt in seine Arme reihen. Aber dann wird es doch nur eine tiefe Verbeugung, ein zerknirschter Handfuß. Seite an Seite schreiten die jungen Menschen weiter in das züngelnde Dämmern des Parkes. Man redet gleichgültig, vom Abendessen im Schloß, von der gestrigen Abendgesellschaft. Endlich erzählt Franz Schubert, er habe eine neue Komposition vollendet, eine Sonate in C-Dur, ein Grand Duo zum Verhängnispiel.

„Wie schön!“, lächelt die kleine Komtesse. „Wann werden wir es spielen?“
„Beliebig heute abend — — —“
„Karola nicht erfreut, dann meint sie zögernd: „Sie pflegen Ihren Freunden doch sonst manche Ihrer Kompositionen zu widmen. Warum — warum haben Sie eigentlich mir noch nie eines Ihrer Werke geschenkt?“

„Wozu denn? Ihnen ist ohnehin alles gemeldet.“
„Nur die Komtesse hat die Worte im herbstlichen Park. Karola schneit, leucht leise, ganz leicht streichen ihre weichen warmen Finger über seine herabhängende Hand. Franz Schubert preßt die Lippen zusammen. Wozu? Wozu? Schenken freilich sein Blick die junge Begleiterin. Sie geht still neben ihm her, ihre Augen sind nachdenklich, wie schmerzhaft suchen sie in das Gedächtnis der Vergangenheit. Sie trägt ein leichtes Kleid aus dunkelblauer, dünner Seidenstoff, das eine schmale Schärpe unter der jungen Brust zusammenhält. Ihre kleinen Füße stecken in feinen weissen Strümpfen und schwarzen Kreuzbänderstiefeln. Franz Schubert steht still genau. Die kleine Komtesse in seiner Hand spürt kaum ein paar Blumen am Wegrand. Es hat ja alles seinen Zweck! Zu abgründlich ist die Luft zwischen dem Schulmeisterjüngling aus Vid-

enthal und der jungen hübschen Tochter aus dem Hause der Oberhaus. Eine ausföhrliche Sache, mag auch der junge Klavierlehrer ein großer Künstler, ein Genie sein. Hat nicht erst neulich bei der Teegesellschaft die alte Gräfin Oberhaus ihrer Schwägerin gegenüber eine Anekdote gemacht von einem entfernten Verwandten, einem ungarischen Grafen, der sich lebhaft für Karola interessierte und mit dem man sie wohl diesen Winter vermählen werde?

Da liegt die Vöschung mitten im Park, mit dem kleinen Springbrunnen, der träge in sein großes, steinernes Becken plätschert. Er und oft sind die beiden jungen Menschen schon hier auf dem breiten Steinweg beisammen gewesen. Auch heute lassen sie sich auf dem Lieblingsplatz nieder. Gelbe Blätter treiben auf dem grünen Wasser, wehen von den Bäumen herab vor die Füße der Sitzenden. Beide sind traurig und still. Beide

Eines Polenkönigs Kunststücke am Oberrhein

Aus dem Nachlass Stanislaus Leszcynskis — Schicksale um den Polenthron

Am bilderreichen Park von Schwetzingen an findet man sie, die Kunststücke eines ehemaligen Polenkönigs. Es sind die stattliche Gruppe des delphinretenden Arion im weiten Wasserbecken inmitten des Parkes und die zu ihr gehörenden Putten mit Schwänen, Reibern, Seeungeheuern und Meerestimmen, sowie die Wildschwein-Gruppe. Diese Plastik wurde 1767 im Auftrag Carl Theodor's aus dem Nachlass des Stanislaus Leszcynski erworben und befindet sich heute in der Sammlung des Oberrheinischen Museums in Karlsruhe.

Stanislaus Leszcynski war am 30. November 1677 in Lemberg geboren, als Sprössling einer bekannten polnischen Adelsfamilie. Er war Wojewode von Polen, als ihn Karl XII. von Schweden in den Wirren um die Bestimmung des Königsstuhles von Polen, in die der Schwedische Kaiser und Kaiserin sich einmischten, zum Oberhaupt Polens wählen ließ. Um ihm die Zusammenhänge der damaligen politischen Lage im europäischen Osten zu veranschaulichen, muß man sich daran erinnern, daß nach dem Tod des als Held verehrten Polenkönigs Johann III. Sobieski die Abendländischen Mächte zu verbündeten gelangten. Die Königsstühle, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen.

Stanislaus Leszcynski war am 30. November 1677 in Lemberg geboren, als Sprössling einer bekannten polnischen Adelsfamilie. Er war Wojewode von Polen, als ihn Karl XII. von Schweden in den Wirren um die Bestimmung des Königsstuhles von Polen, in die der Schwedische Kaiser und Kaiserin sich einmischten, zum Oberhaupt Polens wählen ließ. Um ihm die Zusammenhänge der damaligen politischen Lage im europäischen Osten zu veranschaulichen, muß man sich daran erinnern, daß nach dem Tod des als Held verehrten Polenkönigs Johann III. Sobieski die Abendländischen Mächte zu verbündeten gelangten. Die Königsstühle, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen, die sich anstößig, enthielt in sich die beiden Kaiserinnen.

kämpfen heimlich denselben schweren Kampf mit ihrer Reue, die sie lange sogar vor sich selbst zu verbergen suchten, die aber heiß und leidenschaftlicher ist, als sie sich je eingestehen wollten.

„Haben Sie's gemerkt?“ fragt Franz Schubert endlich. Die drei Worte tropfen schwer in die Stille. Karola verneint sofort, daß er das von der Verwandtschaft ausgehende Heiratsprojekt mit dem ungarischen Grafen meint.

„Vor zwei Tagen hat man mir erst von dem — dem — Graf da unten gesprochen,“ entgegnet sie leise.

Stumm starren beide in das grüne Wasser. Plötzlich hebt Karola den Kopf. Ihre Augen stehen voll Tränen, mit ungeschämter Bewegung wirft sie beide Arme um den Hals des jungen Künstlers: „Franz! — mein Franz!“

Ihre weichen Lippen preßen sich auf seinen Mund, wieder und wieder. Im nächsten Augenblick reißt sie sich gewaltsam los. Wie gelangt eilt sie den schmalen Parkweg hinab, eine Biegung — und ihr helles Kleid verschwimmt wie ein Lichtstrahl hinter dem Buschwerk.

Einige Tage später reist Franz Schubert in der Reisefalke des Barons von Schönheim von Zelesz ab. Müde lehnt der junge Künstler in der Wagendeckel.



Scherenschnitt von Josef Wenzel

Wegewarte!

Von Hermann Löns

Am 27. September 1914 hat der Dichter vor seinem

Es steht eine Blume, wo der Wind weht den Staub, — Blau ist ihre Blüte, aber grau ist ihr Laub, —

Ich stand an dem Wege, hielt auf meine Hand, Du hast deine Augen von mir abgewandt.

Jetzt stehst du am Wege, da wehst der Wind, Deine Augen, die blauen, vom Staub sind sie blind.

Da stehst du und wartest, daß ich komme daher, Wegewarte, Wegewarte, du blühest ja nicht mehr.

Pfund — das Pfund für 10 Sous! — erworben worden sein sollen.

Es ist das Verdienst des derzeitigen Leiters der Staatlichen Kunsthalle, Dr. Kurt Martin, der den Band Schwetzingen der „Kunststättenwerke“ bearbeitete, den Nachweis erbracht zu haben, daß die von Lüneville angekauften Arbeiten nicht, wie man lange annahm, von Gode Douchardon, sondern von dem am französischen und polnischen Hof tätig gewesenen Parthenon-Gesamten (1699-1777) geschaffen wurden. Die große Arion-Gruppe, wie die Wildschwein-Gruppe, gehören zu den am meisten bewunderten Plastiken in Schwetzingen. Letztere wurde früher, auch die sogenannte „Seeperd“-Gruppe, die erst in Schwetzingen war, ehe sie in den Park hinter Karlsrühler Schloß kam, entkamme der „Ementeller“-Größe. Dem ist nicht so. Sie ist ein Werk Gabriel de Gabriello, von dem u. a. in Schwetzingen die „Gallische“ und einige sehr schöne Nischen herrühren und in Mannheim das Denkmal vor dem Rathaus. Was aber das „Seeperd“ angeht, so heftet es in der Erinnerung vor allem der alten badischen Verlehnung. Denn die Wache am hinteren Schloßsaalgang war die Wache „am Seeperd“. Auch dieser Seeperd-Drucker hat dort mehr als einmal „Wachschloß“.

Ein alter Soldat

Eine Anekdote, erzählt von Hans Franke.

In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam ein Holländer, der ein sehr großer Verehrer der Perion und der Taten des Schwedenkönigs Karls XII. war, auf den Gedanken, nach Schweden zu fahren, um zu ermitteln, ob er irgend noch ein jener Soldaten und Krieger ausfindig machen könne, die mit dem Königen aus dem Norden halb Europa durchzogen und so unachterliche Kriegstaten vollbracht hatten, daß davon immer das Herz jedes echten Mannes erschütterter wird. Er machte sich auf seine Fahrt, und als er nach geraumer Zeit zurückgekehrt, pflegte er im Kreise seiner Freunde folgendes zu erzählen:

„Meine Nachforschungen waren nicht einfach. Eine zu lange Zeit ist ja bereits seit dem Tode Karls XII. und dem Tode des großen Schweden vergangen. Ich mußte manche mir kenntlich gelagerte Spur wieder aufheben, denn nur ein einfaches Gelagere auf einem Friedhofe oder ein Monument segnen davon, daß wieder einer jener Tapferen zur großen Armee eingezogen war. Es schien fast, als sollten alle meine Bemühungen vergeblich sein. Schließlich wurde mir bekannt, daß in einem kleinen Sandorte unweit Stockholm noch ein alter Oberst wohnen sollte, der zu den Getreuen des Königs gehörte hätte. Von meinen bisherigen Nachforschungen schien ich enttäuscht, deshalb wenig hoffnungsvoll, fuhr ich mit meinem Diener, und einem Führer dorthin. Wir kamen bei Einbruch der Dunkelheit an, und ich hielt es nicht für geziemend, mich so spät noch melden zu lassen. Ich stellte aber bei einem Ausgange durch den Ort fest, daß der Oberst in einem einsam gelegenen Gutshofe lebte, und man sagte mir, daß er außer einem alten Diener, einem Kameraden der Kriegszeit, und einer alten Magd keine Menschen um sich dulde.“

Als ich später dem Wirt, in dessen Gasthaus ich abgeblieben war, davon mitteilte, daß ich diesen alten Dandaken aufsuchen wolle, um einiges über Karls VII. überhaupt über jene Zeit zu erfahren, die Europa solange in Schwärze gehalten hatten, schickte dieser bedenklich den Kopf und meinte, das werde kaum gelingen, denn er könne sich nicht erinnern, daß jemals ein Fremder zu dem alten Obersten Zutritt gefunden habe. Nach einer Weile aber trat der Wirt noch einmal zu mir her und flüsterte: da ich nun schon einmal die weite Weite gemacht habe, er außerdem mit dem alten Diener gut befreundet sei, wolle er mir etwas zeigen, was mir vielleicht genüge, um die Gesinnung und Haltung kennen zu lernen, in der die Helden des großen Königs noch heute lebten.

Durch diese geheimnisvolle Wendung angetan, ging ich auf den Vorhof ein; ich wurde früh am Morgen von dem Wirt gemeldet, und wir beide machten uns auf den Weg zum Hause des Obersten. Hier klopfte der Wirt an der Hintertür, ich hörte ihn lange mit dem Diener plaudern, und dann wurde ich an das Fenster eines Schuppens geführt, von dem aus ich, auf verborgenen, den Blick auf die Fenster des Obersten frei hatte. Nach kurzer Zeit erschien — wie ich wahrnehmen konnte — der Diener und öffnete die Vorhänge und das Fenster. Ich sah nun in das Zimmer hinein, und obwohl ich mir auf meinem Aufsehen keineswegs sehr heischlich erziehen, ergriff mich bis ins Innerste, was ich jetzt zu sehen bekam.

Der Diener nämlich ging an das Bett des Herren, diefen zu wecken. Trotz seines hohen Alters stieg der Greis wie ein Jüngling aus seinem Bett, kniete vor ihm nieder und verrückte sein Gebet; hierauf ließ er sich auf einem Schranke seine völlige Uniform reichen, kleidete sich an und rückte mit einer überaus zärtlichen Gebärde den Degen an die Seite. Der Diener entfernte sich einen Augenblick, kam aber nun schon wieder mit einem hübschen Tablett herein, auf welchem ein Pistol lag, das er seinem Herren reichte. Jetzt lebte der Oberst seinen dritten Hut auf das greife schütterte Haar, trat ans Fenster, salutierte, hob das Pistol in die Luft und rief mit einer zwar brüchigen, aber immer noch kräftigen Stimme: „Karls XII. zu Ehren!“ Er verbarrie noch einige Zeit salutierend, dann trat er ins Zimmer zurück, wo der Diener seinen Dausatz bereitstellte.

Dies verließ ich meinen Posten und begab mich in den Gasthof zurück. Ich habe keinen Bericht gemacht, den alten Obersten und Waffengefährte des Königs kennen zu lernen. Die tief erregende Kraft des hohen Geschickens genigte mir. Ein Greis, der nach langen Jahren, ja Jahrzehnten sich Sorgen für Sorgen in die Kleidung des Krieges wirft, einen Ehrenschuß für seinen König löst und mit seinem Grabe ihn und alle toten Kameraden ehrt, war mir Symbol genug für die Tapferkeit und unsterbliche Einheit, die einmal die Armee von Schweden bereit und unüberwindlich gemacht hatte. Ich werde das Bild dieses alten Obersten niemals vergessen, so tief hat es sich mir eingeprägt.“

Damit pflegte der Holländer seinen Bericht zu beenden.

Bäuerliche Vesper

Von Hermann Erich Busse

Wolf Venker ging mit dem Pflug über den Stoppelacker. Es riefelte ein wenig vom Himmel hernieder. Das Wetter war recht für diese Arbeit, nicht zu heiß und nicht zu trocken. Das Geräusch war leicht bis in die Tiefe, und die Pflugschärfe schnitt sauber die glänzenden Schollen aus dem Grund. Friedlich saßen Pferd und Ochse die Furche, alte, kluge Tiere, die genau wußten, wie es der Bauer wollte.

Am liebsten schaffte Wolf Venker allein irgendwo auf den Feldern oder im Unweissen. Er hatte soviel Gedanken im Kopf und soviel besonderes Leben in sich, daß ihn ein Handlanger oder Wiltläufer nur störte.

Wenn es nicht anders ging, nahm er die Frau mit. Und so geschah es, daß die Venkermutter, die nie mehr, seit Wills, die Tochter, da war, beim Ackergeräusch gebolte hatte, schloß in der Ferne beim Wenden oder in der Ferne beim Wenden, jetzt hinstreckte die Tiere leerte, wenn der Bauer plügte oder sackete, oder daß sie ihm im Brennhaushalf oder beim Futterholen morgens mitging. Weitens brachte sie ihm nur das Vesper hinaus, verweilte eine Zeitlang helfend und teilte schweigend mit ihm seine Schwermut.

Auch jetzt kam sie über den Amselbusch, ihm das Essen zu bringen, wie sie es ausgemacht hatten. Er sah sie von weitem und wunderte sich, wie aufrecht und frisch sie noch ging. Sie war gerade fünfundsiebzig, eine Frau, die noch alle Kräfte und Möglichkeiten beilammen hatte, das fiel dem Venker auf einmal ein und trieb ihm die helle Wärme in die Stirn. Daran hatte er kaum mehr gedacht.

Als die Venkerin bei ihm anlangte, murrte er unwillig mit den Tieren herum, denn das Röhren hatte sich beim Aehren, während sie kurz anhielt, weil Venker eine harte Scholle erst noch zertrat, verträgt. Die Tiere konnten ja keinen Augenblick sicher sein vor den Wrennen, weiß der Hund, wo die immer herlaufen trotz Regen und Bewogung, das arme Geschöpf zu quälen. Das Pferd war mit den Beinen und dem Schwanz ständig beschäftigt, sich über zu erheben, und geriet bisweilen in rollenden Zorn. Alles Wrennenhalf in diesem heißen schwallen Sommer nichts.

Gertrud Venker hatte einen großen Regenschirm mitgebracht, spannte ihn auf und hielt ihn geduldig über den Bauern und sich, nachdem sie unter dem Apfelbaum am Main Platz angekommen hatten. Sie fürchtete immer um des Mannes Gesundheit, seit er unlängst so häufig geworden war.

„Nach doch das Regenschirm!“ befahl er nach einer Weile, das macht mich wild. Die paar Tröpfchen Regen tun uns nichts an.“

„Ja, sehr, Mann, du bist doch wenigstens im Trocknen eine Weile. Der kleine Regen geht sowieso durch alles durch, man soll's nicht glauben.“

Venker lachte, schüttelte mit hartem Nesser in eine Brotkruste, als wäre es Butter, fedte einen großen Fleck in den Mantel und verließ den frischspritzigen Platz mit seinen harten, noch vollkommenen Zähnen, daß es gehörig malte. Der Bäuerin tat es im Ohr weh und machte sie ungeduldig. Sie begriff langsam, weshalb der Mann früher oft einmal zu ihr gesagt hatte,

wenn sie nichts im Bett einen Apfel als, eine liebe Gewohnheit, die sie aus ihrer Mädchenzeit mitgebracht: „Nach, daß du fertig wirst, ich kann's bei Gott mit hören, das Getnarfel.“

Nun begriff sie erst, daß man so etwas als Qual empfinden könne. Sie sogte es ihm, und eine leise Heiterkeit schwang in ihrer Stimme mit; denn sie erinnerte sich und ihm dabei an eine noch sehr glückliche Zeit. Auch das Bauern erliefte Gedächtnis war ein junges, und ihre Hände ruhten so fest und glatt über ihren hochgehobenen Armen, während sie neben ihm tauerde, daß es Wills Hände hätten sein können. Er zog den Kappenstiel tiefer gegen die Augen. Es hörte auf zu riefeln, die Sonne kam sogar näher an die Wolfenwand, man sah ihre Umrisse dahinter.

„Siehst du, den Schirm hättest duheime lassen können, Gertrud!“

Wenn der Bauer ihr den Vornamen sagte, wurde es der Frau jedesmal warm ums Herz. Sie legte ihm leicht die linke Hand auf den Schenkel.

„Ja, weiß“, sagte er da, und fuhr mit den Wills ein wenig beunruhigt in die Weite, als gäbe es dort etwas zu beachten, „heute soll's ich das Kriegsenden wieder, grad dort, wo deine Hand liegt. Es fährt sich halt auch wieder heuer, der 15. August 1915, der Sturm auf Romm, wo's mich bald noch zu guter Letzt gefollet hat.“

Er hatte für diesen Tag das Eisener Kreuz erhalten, der andere Gebrüder Wolf Venker.

„So Tán denken einem ewig, Mann. Wir sollten den Herrgott danken, daß er dich hat davon kommen lassen.“

„Ach was, belästigt doch den Herrgott mit mit solchen überhanden Sagen!“ sie gibt andere Räte.“

Gertrud Venker seufzte nur tief: „Andere Räte, ja, wohl!“

Die Sonne durchbrach vollends die Regenwolken und spiegelte sich in den Tropfen an Gras und Laub, alle schien unverändert mit Gelblichen überflut. Das Ehepaar blickte schwärend in das Ziel von Sonnenlauf und Wolfenwand, bis der Mann sich erhob, die Kniee klente löderte und dabei sagte: „Ja, alte Vent und Krieger haben den Kalender in den Knochen, da kann nichts machen. Man spürt zwei Tage vorher schon, daß sich das Wetter ändert, und solange man's spürt, beßert sich das Wetter noch nicht. Alte Vent und Krieger! Kannst wahlen, Trut, ob du einen alten Mann oder einen läderten Krieger hält. So kommt aus alchic Mann.“

Er zog die kurze Peite aus dem Saal, die ihn schon im Feldbau stets begleitet und über Sunger und Heimweg hinweggetragen hatte, und richtete sie.

Er blieb wieder seiner Gewohnheit neben der hingeworfenen Frau stehen. Die Tiere saßen bereits mit großen Augen langsam ein paarmal zu ihnen herüber.

„Weißt du, Gertrud, wenn wir es so überlegen, haben wir drei doch ein herrliches Leben miteinander gehabt, und die paar Jährlein, die uns noch beiseit sind, wollen wir wieder ebenbürtig hinter uns bringen. Wenn die Wills erst Augen ins Haus bringt... dann leben wir erst recht noch einmal auf.“

Am 24. März 1882

Chronik eines großen Tages

Professor Dubois-Reymond, der Leiter der Berliner Physiologischen Gesellschaft, eröffnete am 24. März 1882 einen Vortragabend. Der Regierungsrat Robert Koch, der als Kreisobstfiskus aus Wolffenbüttel eine glänzende Karriere an das Kaiserliche Gesundheitsamt gemacht hatte und zum Mißtrauen seiner Berliner Kollegen dort nach einer wie Hochhagelei anmutenden Methode der Lungenleuchte zuleide rüden wollte, hielt es für angebracht, über seine Sauberei mit den Bazillen zu berichten. Man nicht einander verständnisvoll zu: Er kann ja wohl nicht anders, als endlich damit herauszurufen! Er wird es schon gelehrt mit vielen Worten umfassen, was er sich zusammen phantasiert hat, aber ja verflucht solcher kleine Landarzt auch sein mag, der große Virchow wird ihn entlarven! Inzwischen: Der Geheimrat ist gar nicht gekommen, er hat die Einladung und die Bitte Kochs ausgeklagt, das ist die beste Antwort auf den lächerlichen „Bazillenzirkus“. Dann steht der Mann vor seinen spitzen und mitleidigen Hören und weist die lächerliche Reihe seiner Berichte in seinen Präparaten vor. Der Erreger der Tuberkulose ist gefunden, die Ursache, die jeden siebenten Menschen auf Erden in jedem Jahre hinrafft, hat die Entscheidungsschlacht wider die Menschheit verloren.

Der Mann im schwarzen Gehrock mit der schmalen Stahlbrille und dem früh gebleichten Warte packt beiseite sein Manuskript zusammen und spricht die Schlussworte:

„Es ist mir gelungen, den Erreger der Schwindblut, der Tuberkulose, zu entdecken, den Tuberkelbazillus.“

Mitleid und Spott sind erhartet, noch einmal fährt ihn in diesen Sekunden das Mißtrauen an und verhält doch ungehört in der ergriffenen Kunde. Tausendfach vergeblich dem genialen Forscher die Glückwünsche und Denksprüche der ganzen, von der Seuche geschlagenen Menschheit die Drangale der Jahre seines Kampfes, in denen Kleinheit und Unverstand, Neid und Selbstvertrauen ihm den Weg zum Ruhme seines Volkes zu verfehlen wagten: Nicht der Regierungsrat Koch, das Bergmannsfind aus Clausthal, der Silberhadt, hat ja einen Triumph zu feiern, das ganze Deutschland steht ob der Tat seines Sohnes im hellen Lichte!

Es ist eine herrliche Aufgabe der schreibenden oder dramatischen Kunst, diesen Epochen des Genies zu verklären, Emil Jannings hat dies zähbarliche, in aller Anfeindung demütige deutsche Leben eines Mannes, der alle Kraft auf sein Ziel gerichtet hatte und mit ihm allen Born und alle Empörung verwinden mußte, um sich nicht zu verlieren, zum Inhalt eines Filmes gemacht, der schon in seiner Ueberschrift weit fort wandert von der geschichtlichen Kolportage. „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes“, heißt der Film, ein wissenschaftlich getrennt, unverwundbar in der Hand, ein erregendes, hohes Lied auf einen Menschen, der jedem billigen Enthusiasmus feind war, und den es also in der gediegensten Weise zu ehren galt. Dieser Tobis-Film wird neben dem Janningsfilm vom alten König Friedrich Wilhelm von



Emil Jannings als Robert Koch in einer Szene des Tobisfilms „Robert Koch“. Photo: Tobis-Wesell.

Preußen vielleicht der einzige fanatisch historische große biographische Film überhaupt sein, den wir bislang zu sehen bekommen. Er ist komponiert, daß er noch in hundert Jahren den jungen Mediziner im Vorlesungssaal vorgewiesen werden wird, wie jener Preußenfilm des Künstlers „Der junge und der alte König“, bei dem jeder Uniformknopf vor allem aber jede Entscheidungsbilddorf war, ohne daß die Sinnbildlichkeit des Kunstwerks darunter gelitten hätte, einer späteren Zeit ebenbürtig historisches Leben finden werden wie die Bilder Adolf von Menzels.

Robert Koch, der an jenem 24. März 1882 eine Schlacht schlug, die man neben die der glorreichsten Feldherren der Geschichte stellen kann — er erhielt Millionen lebender und noch ungeborener Menschen das Leben, ja er ließ die Millionen erst zum Leben kommen, dadurch, daß er die Wäster und Mütter am Leben erhielt! — war ein Mann von genialischer Unrast, er kritisierte sich selbst mit fast verlebender Schärfe und wurde in seinem wissenschaftlichen Realismus der gewaltigste Idealist seiner Zeit. Sein Weg gleicht in der tapferen Zähigkeit und in der völligen Unbeugsamkeit dem des Führers, der, um wirklicher Idealist sein zu können, desgleichen ein unbarmherziger Realist sich selbst und seinen Mitwelt gegenüber gehalten ist. Wie alle Genialischen bedurfte auch der Arzt der Millionen der Gnade der Allmacht; vielleicht äußerte sie sich gerade in seinem unbeugsamen Beharren.

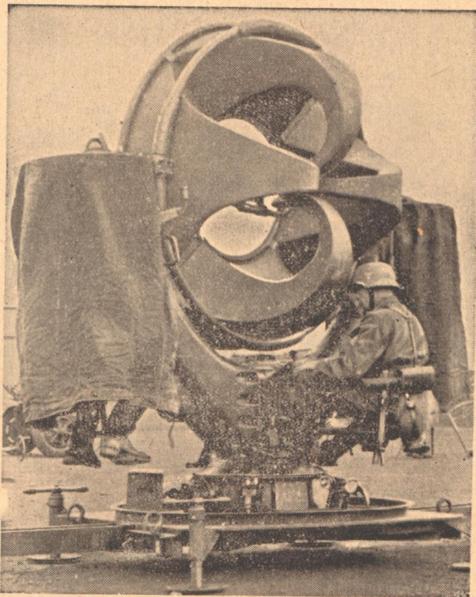
Vor mir liegt die wie das Manuskript eines Dichters rastlos niedergeschriebene, vielfach verbesserte Handschrift Robert Kochs zu jenem Vortragabend. Und ich lese: „Tuberkelbazillien sind Stäbchen, Bazillen, dünn, halbes Mikrometer lang. Große Lebhaftigkeit mit Vexelbazillen, Unterchied: Wo der Prozeß tritt ist oder fortfortreitet viele Bazillen. Bazillen seltener, wenn Höhepunkt überschritten... Fehlen ganz, wo Prozeß stillsteht... Untersuchung der Tuberkeln bei den mit Kulturen infizierten Tieren. Identisch mit anderer Tuberkulose... Weiterimpfung der Tuberkeln solcher Tiere, Zuchtung der Bazillen aus denselben. Beim Mäuschen keine Vererbung ergibt sich, daß verschiedene Infektionsweisen ausnahmslos Tuberkulose erzeugten... Kontrolliere sämtlich gesund. Daraufhin kann behauptet werden, daß die Bazillen die Ursache der Tuberkulose sind.“

Da war der Satz, der über den Tod triumphierte! Das „Tuberkulose“ Robert Kochs wurde immer mehr verwohnt. Am 25. April jenes 24. März lebten seine Verehrer die „Robert-Koch-Stiftung“. Der Jubilar aber war an seinem Ehrentage garnicht im Lande, er wollte in Afrika und spürte einem neuen Feinde, dem Erreger der Schlafkrankheit nach. Welche größere Haltung hätte ein Großer einnehmen können als dieser Mann, der eines von dreizehn Kindern eines Arbeiters war und dem dem Toten die größte Niederlage beibrachte, die er jemals erlitten? Mario Heil de Brentani

Wacht an der Grenze



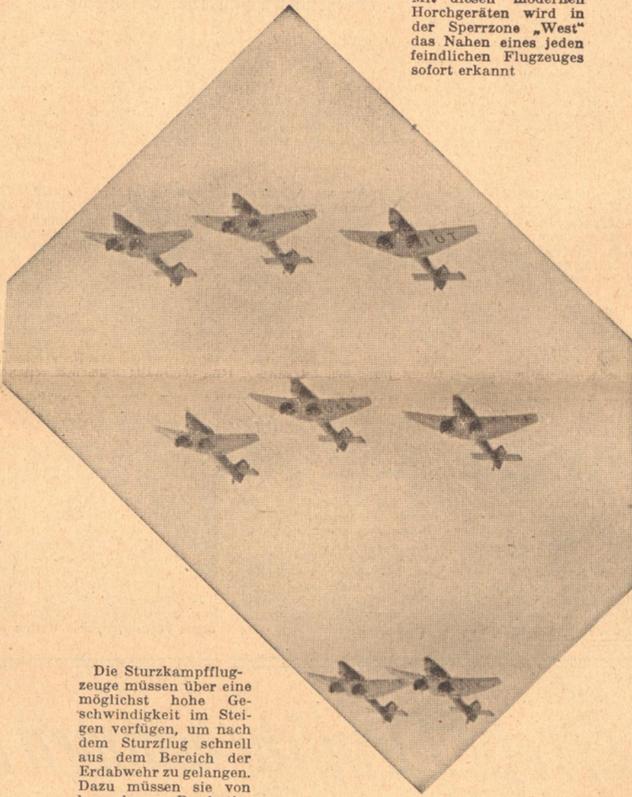
„Feuer!“ Fieberhaft arbeiten die Kanoniere am Geschütz. Während noch die letzten Geschosshülsen zur Seite fliegen, hält der Ladekanonier bereits einen neuen Rahmen mit Munition bereit. Glühend heiß wird der Lauf des Geschützes, und Rauchschwaden breiten sich hin über das Feld



Mit diesen modernen Horchgeräten wird in der Sperrzone „West“ das Nahen eines jeden feindlichen Flugzeuges sofort erkannt



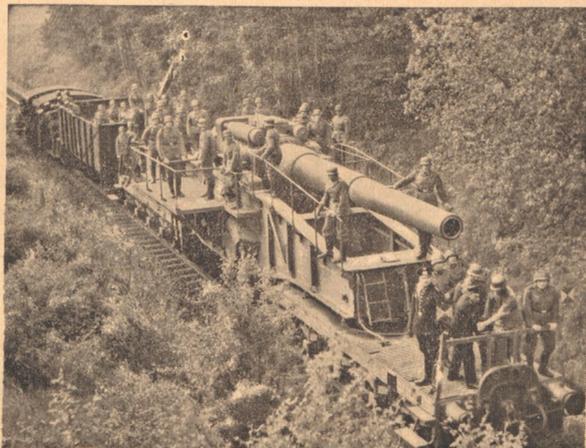
Ein Panzertor, eines Bunkers im Westwall, das im Ernstfall durch schwere Stahlplatten geschlossen werden kann



Die Sturzkampfflugzeuge müssen über eine möglichst hohe Geschwindigkeit im Steigen verfügen, um nach dem Sturzflug schnell aus dem Bereich der Erdabwehr zu gelangen. Dazu müssen sie von besonderer Baufestigkeit bei kleinsten Ausmaßen sein.



Flakbatterien schützen die Heimat in dichter Sperrkette gegen jeden feindlichen Fliegerüberfall. Ihrem konzentrischen Feuergürtel entgeht kaum ein feindlicher Flieger, und dann stehen ja noch unsere Jagdstaffeln bereit...



Ferngeschütze stehen drohend im Waldesdunkel bereit. Eigene kleine Diesel-Lokomobilen schleppen das riesige Ferngeschütz in die Feuerstellung, die vorher genau vermessen sein muß. Ebenso rasch aber ist das Eisenbahngeschütz auch wieder abtransportfähig, bevor der Feind seine Stellung erkundet und einen Angriffsversuch unternommen hat

Aufnahmen: Günther Pilz (6)

Hans Thoma und Ursula Gött

Ingedruckte Briefe des Meisters an die Mutter Emil Gött

Von Karl Willy Strauß

Am 2. Oktober ist der 100. Geburtstag Hans Thomae, dessen wir schon ausführlich anlässlich der Hans-Thoma-Gedächtnis-Ausstellung der Staatlichen Kunsthalle im Juli des Jahres gedachten. Heute veröffentlichen wir aus diesem Anlaß den nachstehenden Beitrag.

Hans Thoma hat — wie er selbst in einem Briefe an Ursula Gött, die Mutter des 1908 verstorbenen Dichters Emil Gött, schreibt — nach dem Tode seiner heißgeliebten Frau Cella viele Freundsinnen gehabt, mit denen er brieflichen Gedankenaustausch pflegte. Eine der letzten, die der große Meister eines freundschaftlichen Briefwechsels für würdig hielt, war Ursula Gött. Es zentriert von dem unbedingten Charakter des großen Meisters, daß er die Freundsinnen nicht nach dem Namen, den sie trugen, auswählte, sondern nach dem inneren Wert, den sie vor seinem geistig-geistlichen Auge hatten. So konnte er mit der gleichzeitigen Offenheit und mit demselben gedanklichen Aufwande, mit dem er an Cosima Wagner schrieb, sich auch an Ursula Gött wenden.

Eine hübsche Legende, die den Vorzug der Wahrheit haben soll, wird über das Miteinanderbekanntwerden Thomae und der Mutter Gött erzählt. Einst besuchte Ursula Gött in Begleitung des Karlsruher Dichters Albert Geiger die Karlsruher Bildergalerie, der Hans Thoma in jenen Jahren als Direktor vorstand. Vor dem Bildern des Meisters kam es mit anderen Besuchern der Galerie zu einem heftigen Wortwechsel zwischen diesen und der temperamentvollen Dichtermutter, die sich durch ein abfälliges Urteil der Besucher persönlich angegriffen fühlte und jenen auf aut alemannisch die Meinung sagte. Hans Thoma, der zufällig hinter einem Vorhang unfreiwilliger Zeuge dieser Auseinandersetzung anwesend war, interessierte sich für die Streitigkeiten seiner Bilder und benutzte die Gelegenheit, sich von Albert Geiger die forliche Frau vorstellen zu lassen. Auf diese etwas ungewöhnliche Art kam die Freundschaft Thomae und Ursula Gött zustande, die dann im Laufe der Jahre, die dem großen Meister vom Schicksal noch gespart waren, zu einem in vielen Dingen recht ausführlichen Briefwechsel führte.

Schon in den ersten Briefen an die Freundsinnin (sie sind im Original im Archiv der Stadt Freiburg aufbewahrt) legt Hans Thoma ein klares Bekenntnis über seine Stellung zur Frau im allgemeinen und im besonderen zu seiner verstorbenen Frau Cella ab.

So heißt es in einem Briefe vom 3. Mai 1913: „Es gibt eine erste Liebe, die man tief und dankbar empfindet, und so möchte ich denken, daß es auch eine letzte Liebe gibt, die einen in menschlicher Menschlichkeit findet, eine Stimmung, die sich auflöst, so daß sie allen denen gelten muß, die sich jemals, als in dem schönen Vertrauen, welches das Gefühl der Liebe verleiht, uns anocht sind. Meine Liebe geht all den Frauen, die im Leben mit begeben sind, lebend und entsagend. Es liegt eben in meiner Natur, für die ich nicht dankbar sein, sondern mich all dem Leben, das ich in der Welt sehe, zu verpflichten — vielleicht fühle ich es nur allzu sehr, daß die Ausbreitung des stetigen Lebens, das zu meiner Arbeitsentwicklung nötig war, zerstört haben würden — eine Schmetterlingsnatur, die sich wieder losmaden kann, hatte ich nicht, dazu hatte ich viel zuviel Achtung vor der Frau, vor der Natur und, sagen wir einmal, vor einem mir so lieblich erschienenen Frau, um nicht, in dem ich mir als ich vor meinem Abgehen alles wieder aufzugeben sollte, was mein Leben mit oder ohne mein Wissen Unheilvolles oder doch Unruhiges angeht hat, aber das geht halt nicht, und ich muß mich der besonderen Gnade des allgemeinen Menschheitsgottes überlassen.“

In dem folgenden Briefe bemerkt sich Thoma, dem Verhältnis zu Ursula Gött eine klare Form zu geben. Der Brief, der einen unabweislichen Aufschluß über das Verhältnis zu seiner verstorbenen Frau enthält, ist vom 23. Juli 1917 datiert und hat folgenden Wortlaut: „Liebe Freundsinn! Als Gott die Welt und auch Adam und Eva erschaffen hat, gab er Adam das Recht, alle Kreatur und allen Dingen den Namen zu geben, unter dem sie sein sollten. Nun nehme ich an, daß Sie mich auch als einen Adam anerkennen und mir das Recht zugeben werden, für die Beziehungen, die das Geschick uns zerteilt hat, einen Namen zu finden, der uns zugleich schließt, indem er uns verbindet. Wir beide haben im Leben viel Leid erfahren. Sie haben den hochbedeutenden, auf der Menschheit ruhenden Namen verloren und dieses Leid beherzigt nun, wie es natürlich ist, Ihre ganze Seele. Ich habe die viel jüngere Frau verloren, sie mußte nach unglücklichem Leben im Krankenhaus in Konstanz sterben, gewissermaßen in der Fremde. Doch ich will davon schweigen. Ich denke, Gott hat mir die gute Seele, die ich so ganz in ihrem vollen Werte erkennen zu lernen das Glück hatte, genommen, und nun wurde ich ein Einsamer, ohne darüber zu klagen. Für mich handelt sich, daß der Adam nur eine Eva haben soll, und wenn sie ihm genommen ist, das Weib für ihn keine Bedingung mehr haben darf, so sehr ihm auch die nicht sterbende Sinnlichkeit zu dem Weibe hinzieht, so sehr er das Weib achtet, ja gerade deshalb, weil er es hochachtet, er ihm nichts anderes mehr sein will, als ein Freund. So habe ich viele Freundsinnen, und die Zahl 11, die ich Ihnen in einer Art Mutwillen nannte, genügt noch lange nicht. Ich zweifle nicht daran, daß auch die Freundsinnin dazu dienen kann, die Menschen, ob Mann oder Weib, auf eine höhere Stufe zu heben; sogar dann noch, wenn man in den Jahren ist, die nahe an der Pforte des Todes stehen, und denen ja der größte Gewinn sich zeigen muß. So wollen wir uns vertrauensvoll Freunde nennen und wir werden keine Enttäuschung erleben. Wir gehen jetzt wieder auf einige Zeit nach Marzberg. Von dort schreibe ich Ihnen dann neuere; ich habe dann Zeit dazu. Und so schreibe ich, indem ich mich in treuer Freundschaft nenne, Ihr ergebener Hans Thoma.“

Ein Brief aus der Zeit des Weltkrieges ist besonders interessant, weil der große Meister in prophetischer Voraussicht schon fröhe erkannt hat, daß der Krieg dem deutschen Volk als Prüfstein auferlegt wurde, aus dem es — wie Thoma hoffte — gelutert hervorgehen möge. Der Brief ist vom 20. September 1918 und hat folgenden Wortlaut: „Liebe verehrte Frau Gött! Es freut mich innig, daß das Weib Ihres Sohnes nun so zur Geltung kommt, und daß wenigstens Sie dies noch erleben. Bei solchen Erfahrungen möchte man fast denken, daß der Krieg — Gott helfe, daß er bald vorbei ist — doch auf geistigem Gebiet reinigend wirkt und daß Deutschland sich wieder auf seine eigenen guten Geister besinnen. Ihr Sohn war — nein er ist — einer dieser besten Geister der Welt. Ich bin stolz und unsere Abschiedsbenedictionen nehmen teil an unseren geistigen Kämpfen zur Veranschaulichung eines besseren Deutschland. — Die Hand Gottes, des ewig Schaffenden, ist hart; er will wohl mit harter Hand aus der Menschensherde ein neues Gebilde fügen, wie einst den Erdenkloß Adam — und wenn es gekostet ist, zu einem Volke geworden ist, kann er ihm die Seele einhauchen — aber dies Anechten tut weh, und wir Sterblichen können nichts anderes tun, als in Geduld abwarten, was er mit seinen Geschöpfen machen will. — Schon öfters habe ich gedacht, daß Ihr Sohn und ich uns auf verstanden haben würden, wenn hauptsächlich daraus, daß wir beide frei von Dogmatismus, frei von diesem Gift, welches so manche Geister zerstört, die dann als Vorzugsmenschen (Meistermenschen) behandelt sein wollen und so das Narrenhaus der Erde mit ihrem Lärm erfüllen.“

Drei Jahre später steht Hans Thoma freilich ziemlich ratlos den Ereignissen gegenüber. Es geht dies aus einem etwa ein halbes Jahr nach Kriegsende geschriebenen Briefe vom 29. Mai 1919 hervor. Der Brief lautet: „Gnade und ich haben recht viele Sorgen. Ich bin bei den unsicheren Zeiten doch nicht sicher, ob wir in der Wohnung weiter bleiben können, da ich meine Stelle als Galeriedirektor aufgegeben habe und die Wohnungsänderung in so hohem Maße keine Kleinigkeit, obgleich ich das irdische Gut gering schätze, so macht es mich doch Sorge, wenn ich daran denke, wohin noch bei dem späten Abend mit den vielen Sachen, mit all dem Spielzeug des Lebens, von dem einen ja einträglich nur der Schmitter Tod erlöst, der Unerbittliche, der es uns aus der Hand schlägt. — Nun wollen wir aber so Tag für Tag dahinfließen, nicht viel hoffen, aber auch nicht viel fürchten, sondern in Gelassenheit abwarten und buhen, was da kommen mag. Möge auch Ihre so reiches geistiges Leben durch alle frohen und trüben Erlebnisse hindurch zu der Gelassenheit kommen, die zur Ruhe leitet und zu einer Hoffnung über die Vergänglichkeit hinaus. Ihr in alter Freundschaft ergebener Hans Thoma.“

Der Meister wurde, nachdem ihn der damalige Großherzog von Baden als Galeriedirektor nach Karlsruhe geholt und mit Ehren überhäuft hatte (bekanntlich war

Thoma auch Mitglied der ersten Kammer) auch von außerbadischen Ländern und deren Fürsten mit den höchsten Orden ausgezeichnet. U. a. erhielt er von Preußen den Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft. Auf die Glückwünsche Ursula Gött's schrieb Thoma im September 1917 aus Karlsruhe folgendes: „Liebe Freundsinn! Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen auf Ihre Glückwünsche zum P. L. m. nicht so rasch antwortete wie bei anderen, aber Briefe, wie der Ihre, wollen doch anders behandelt sein; sie erfordern Zeit, Stimmung und Ueberlegung. Ihre Ueberzeugung des Pour le mérite ist Deutsche gefüllt mir sehr gut, aber ich nehme ihn halt so hin, wie der Alte Fritz ihn den Namen gegeben hat. Oft muß ich lachen, daß manche so erkaunt tun, daß ich diesen Orden erhalten habe. Ich war gar nicht erkaunt darüber, denn als ich noch in Vernal mit meinem guten Mütterlein die Gassen pflegte und sie an der graulichen Halde hütete, mußte ich, daß ich zu großen Ehren bestimmt sei, und als ich durch böse Zeiten hindurch mußte, geht und geht, habe ich immer, was ich als Gaisbühl geträumt hatte. Dabei hatte ich es gar nicht nötig, solchen Ehrungen nachzulaufen — wenn sie auch nicht zu mir gekommen wären, so wäre ich doch der gleiche zufriedene Mensch gewesen, wie ich es jetzt auch bin. Doch müßte ich diese Orden nicht, aber ich habe sie gern; es sind Siegezeichen nach schweren, schweren Kämpfen...“

Der alte Fritz, Hans Thoma, hat im letzten Brief nicht um einen unbekanntem Brief an Ursula Gött, sondern um einen bekannten, aber vielleicht vergessenen an Cosima Wagner handelt, ist die Wiederergabe zwar nicht im Sinne der Ueberlieferung des Auftrages, aber er enthält eine so klare prophetische Einhellung zum Judentum, daß er in diesem Zusammenhang eine wertvolle Ergänzung für die Bemerkung des Meisters als Vollmenschlichkeit bildet. Der Brief ist aus dem Jahre 1917 datiert und vom 25. Juli 1905. Die Stelle hat folgenden Wortlaut: „Wie willkommen eigentlich den Juden der Antisemitismus ist, hat wieder die Bemerkung

Für Heinrich Vierordt

Zu seinem 84. Geburtstag am 2. Oktober

Dichter, Mahner der Nation,
Schreier mit seiner Zeit;
Und der Heimat treuen Sohn
Adelt schlichte Menschlichkeit.

Und es paart sich herbe Strenge
Mit der lautmern Herzensgüte
Zu der Harmonie der Klänge,
Draus die Dichtung ihm erblühte.

Dankbar reichen dem verehrten
Lebenskünstler wir die Hand,
Der mit seiner Dichtung Werten
Weg zu unsern Herzen fand.

Doch am stillen Lebensabend
Im dem trauen Kreis der Seinen
Mög' recht lange noch und labend
Ihm die goldne Sonne scheinen!

Helma Behret.

„Siebermanns geizig. Sie (die Juden) ziehen eben aus allem Nutzen, und so war ich aufrichtig bemüht, diese Finte abzuschlagen. Fast will es mir auch scheinen, daß der Antisemitismus, so stark er heimlich überall verbreitet ist, schon zu spät kommt, um wirksam zu sein. Damals, als der Meister (gemeint ist Richard Wagner) sein „Juden- und Christentum“ geschrieben hat, wäre schon noch was möglich gewesen, wenn die Deutschen nicht dumm mit offenen Mühlern dagestanden wären und nicht weiter haben denken können als: Was kann es denn machen, wenn die Juden Wurst machen? Ja, ja, sie machen jetzt Wurst, daß die ganze Welt danach langt!“

Freundschaft mit Hans Thoma

Erinnerungen zum 100. Geburtstag des Meisters am 2. Oktober — Von Albert Herzog

In Vorwegnahme des 100. Geburtstages Hans Thomae ist in den vergangenen Julitagen bei der Eröffnung der Karlsruher Hans-Thoma-Ausstellung von menschlische Persönlichkeit gegenüber. Es geht dies aus einem etwa ein halbes Jahr nach Kriegsende geschriebenen Briefe vom 29. Mai 1919 hervor. Der Brief lautet: „Gnade und ich haben recht viele Sorgen. Ich bin bei den unsicheren Zeiten doch nicht sicher, ob wir in der Wohnung weiter bleiben können, da ich meine Stelle als Galeriedirektor aufgegeben habe und die Wohnungsänderung in so hohem Maße keine Kleinigkeit, obgleich ich das irdische Gut gering schätze, so macht es mich doch Sorge, wenn ich daran denke, wohin noch bei dem späten Abend mit den vielen Sachen, mit all dem Spielzeug des Lebens, von dem einen ja einträglich nur der Schmitter Tod erlöst, der Unerbittliche, der es uns aus der Hand schlägt. — Nun wollen wir aber so Tag für Tag dahinfließen, nicht viel hoffen, aber auch nicht viel fürchten, sondern in Gelassenheit abwarten und buhen, was da kommen mag. Möge auch Ihre so reiches geistiges Leben durch alle frohen und trüben Erlebnisse hindurch zu der Gelassenheit kommen, die zur Ruhe leitet und zu einer Hoffnung über die Vergänglichkeit hinaus. Ihr in alter Freundschaft ergebener Hans Thoma.“

Eigentlich reicht diese Freundschaft, die am 100. Geburtstag des Meisters selbst sein Bild noch einmal dankbar erleben lassen soll, zurück bis zum Jahre 1891. Wenn sie zunächst auch noch eine einseitige ist. Es ist in jenen Tagen, als nach Hans Thomae's erstem großen Erfolge auf der vorübergehenden Württembergischen Ausstellung auch die Internationale Kunstausstellung zu Berlin ihm zum ersten Male eine besondere kleine Abteilung einräumt. Als ich damals, ein junger Kunstversteher, bei der Eröffnungsfest nach dem glänzenden Tausch der allgemeinen Schau mich plötzlich allein in der wenig besuchten Ecke befand, die des Württemberg, „Frankfurter Einbilders“ Gemälde zeigt, hält es mich mit einem wie ein feinstem Bewußt. Hier ist ein Einzelner zu mir. Ein Künstler, aus dessen Schöpfungen das deutsche Gemüt in seiner ganzen reinen Selbstigkeit hervordrängt. Dabei merkwürdig gestaltet in Form und Farbe... Immer wieder kehre ich auf meinen Ausdrücken hierher zurück, wo der Dorselger dem getreuen Mond seine Weisheit spielt, wo der Sämann mit nervigen Händen der heimlichen Erde die Saat anvertraut, die Mutter dem Kinde aus dem Wiebisch ruft, der frohe Reigen der Kinder sich schlingt und sorglich der Hüter über dem Schwarzwalddal wacht. Und meine Verichte, die davon in den Zeitungen erschienen, finden von meiner Ergriffenheit Zeugnis zu geben.

Als ich dann bald nach Hans Thomae Ueberführung nach Karlsruhe im Jahre 1900 hier dem Meister bei einer Gesellschaft im Haus Büttlin vorgestellt wurde, freute er mich ergriffen über mich geschrieben hat, damals schon, als mich nur Wenige kannten! Und von

Stund an ist das herzliche Freundschaftsverhältnis geschlossen, das uns beide bis zuletzt verbindet und dessen Erinnerung — weit über das Grab des wunderbaren Menschen und Künstlers hinaus — mir wie ein Günstgeheim meines Lebens ist.

Schon einige Tage nach dem ersten persönlichen Kennenlernen erscheint Hans Thoma mit seiner immer noch schönen und jugendlich lebhaften Frau Cella, die er nur allzu bald hingeben muß, in meinem Hause. Mit rührendem Interesse nimmt er selbst Anteil an meinem ganzen Familie, auch als ich mich nach manchen Jahren das Leben auf lange von Karlsruhe fortzieht. Mancher künstlerischer Wurz Hans Thomae, mit herzlicher Widmung versehen, zeugt davon.

Denn zunächst ist es allein das Reich der Kunst, in dem mein Wissen von seiner Weisheit lernt. Die aber gibt er immer nur in beiführender, bescheidener Form, geht liebevoll — gütig auf alle Einwände ein. Denn dieser Art ist inwendig ganz jung, bleibt in dem Erinnern an das unbedeutende Vollen der eigenen Jugend auch seinen Schülern gegenüber stets ein Verstehender, auch da, wo sie nicht auf den Meister schwören. Vielleicht dann erst recht. Denn er will ja auch in ihnen deren Eigenes sich offenbaren sehen. Nur darf es sich nicht hochmütig geben wollen. Nicht umsonst ist er sich selbst immer nur, wie er einmal zu mir meinte, „wie ein Dixer an Wort“ vorgekommen. In folgender Vollstrecker habe ich mich in seinen Jahren.

Als im ersten Nachkriegsjahr der Futurismus und Kubismus auch in der Karlsruher Ausstellung sich zeigte, und ich ihn fragte: „Wie kann das sein, daß diese Leute behaupten, Sie hätten ihrer Auffassung alles Ver-

hältnis entgegen gebracht?“, meint er gutmütig lächelnd: „Ich hab' ihnen sogar gesagt, daß ich selbst in meinen jungen Tagen mich an Verstandem veruchte. Nur hab' ich mich gehütet, davon Gekredet zu machen und hab' diese Veruche, sein äußerlich vor jedes Menschen Auge verborgen, in einer Schublade versteckt. Es sind fast auf dem Wege der Kunst Steine, über die man springen muß. Und auch Seltenpade können nutzen, wenn man nur auf ihnen wieder zum rechten Weg hinführt.“

Dieser Bernauer „Bauermeister“ hat es bei all seiner Gutmütigkeit als echter Schwarzwalder faulstid hinter den Ohren. Er spricht einmal — es ist im März 1908 im Karlsruher „Verein für heimatische Kunstpflege“ — über das Thema „Sind Akademien für die Entwicklung der Kunst notwendig?“, und wendet sich dabei gegen alle Liebste Schablone. Das gibt mir Anlaß, die Frage an ihn zu richten, ob denn wirklich der Zwang der Akademie für die freie Entwicklung des Künstlers so hinderlich sei, wie es aus seinen Worten hervorgeht. „Das ist nicht falsch“, antwortet Hans Thoma mit leitem Schmunzeln und fährt mit dem ernstesten Gesicht fort: „Ich kenn' sogar Maler, die ganz vortreffliche Künstler geworden sind, obwohl sie eine Akademie besucht haben.“

Kunst ist bei Thoma ein Gestalten aus dem innersten Schauen heraus. Ist bei ihm ein Sichüberwinden der Seele des Künstlers mit der großen Gottesfeste, die überall ihren Ausdruck sucht. So wird ihm die ganze Natur zu einer Offenbarung des Göttlichen, deren Symbole bei lebenden Augen begnadete Künstler aus dem Fichtigen ins Lebende bannen. Ihm, dem in allem auch jedes kindliche Treiben Symbol für das Menschenlebens Ernst. In ihm selbst ist die kindliche Freude am Spielischen geblieben, das unbedenktlich in künstlerische Gestalten umsetzt. Mehrfach sprechen davon die Zeichnungen, die ich von ihm im Jahre 1902 als Gineten für ein von mir zu einem der Karlsruher Künstlerveranstaltungen herausgegebenes Heftbuch „Was ist die Kunst?“ erhalte. Thoma hat sie später noch des öfteren verwendet. Vor allem den hübschen Knaben im offenen Traubenmantel und den kleinen Lautenpfeifer im engumstrickten Gebälke, diese Symbole unbekümmerter, auch abnungsfreier, innerer Freiheit von aller irdischen Gebundenheit und Schicksalshaftigkeit. Auch in dem beigegebenen Gedicht und den Versen, die er mir kurz darauf zu einer anderweitigen Veröffentlichung sendet, kommt der gleiche Gedanke vom Ernst im kindlichen Lächeln zum Ausdruck.

In den Bildern, die Hans Thoma in der Zeit seines Alters wie in spielerischer Freude in einer anderen Form des Gehaltens schreibt, spricht er nicht minder davon. Oft ist dabei in seinen Profalstrichen wie in seinen naiven Versgebilden der dichterische Ausdruck überwiegend. Doch als ich ihm einmal sagte, daß sein Bild gerade dann so sehr auf den Betrachter wirken, weil sie ein Dichter gemalt hat, wehrt er sich entschieden: „Nein, so können Sie nicht sprechen. Eher, daß ein Maler sie gezeichnet hat. Denn ich bin doch nur als Maler zu betrachten.“ Aber er ist doch schon etwas mehr. Und gerade seine Beschäftigung mit allen Problemen des Lebens und seine ganze weltanschauliche Einstellung gibt seinen Bildern die letzte Tiefe.

Es ist in den Herbsttagen des Jahres 1924, wenige Wochen vor dem Hinscheiden Hans Thomae, als mich ein Besuch in Karlsruhe, wie früher so oft, zu Hans Thomae Wohnung führt. Die gute Schwester Anathe, die nach dem Tode der unergötlichen Mutter und der geliebten Gattin den leib 35jährigen Meister mit der liebsten Liebe umgibt, empfangt mich mit beforzter Milde: „Meinem Bruder geht es sehr wenig gut. Aber er lagte mir ausdrücklich, wenn Sie wieder einmal kommen sollten, Sie dürften zu ihm.“

Mir ist ganz feierlich zumute, als ich bei dem lieben alten Freunde sitze, der mich von dem Rollstuhl aus, an dem ihn die Heimtückung des Alters festsetzt, mit hellem, frohem Leuchten in den noch immer klaren Augen begrüßt. Es ist ein wunderbares Zusammenfallen mit dem weißbärtigen Alten, bei dem die innere Frische noch so hart über den äußeren Verfall triumphiert. In seiner tiefen, schmerzlichen Altmannheit spricht er von den diesseitigen und jenseitigen Dingen, an die er unverkündlich glaubt. Er, der in seinem ganzen Leben ein wahrhaft deutscher Gottfischer und Gottfinder ist. Spricht von seinem Glauben an die deutsche Seele und ihren Wiedererweckung aus der Tiefe zu neuen Höhen. Und von der Kunst, dieser Seele Freundsinnigen und ihre Wegweiserin zugleich durch die Frage nach dem verirrten Mannes lausche, schweben vor dem Fenster im herbenheit Weid des Herbstes die gelben und roten Blätter herab von den Bäumen, die mit so viel Früchten besetzt waren. Symbol für das Leben und künstlerische Wirken des begnadeten Meisters, der sich schon still um eigenen irdischen Bergchen rüft. Wie zu einer Wanderung in ein neues Geheimnis des göttlichen Aus. So daß es wie eine Verkündigung um ihn ist.



4. Fortsetzung

Schon am Nachmittag dieses 8. Juni ist Hölzlerin mit seinen Verwandten in Mannheim. Kurz nach der Ankunft begeben sie sich ins Theater. Ein Schauspiel wurde an diesem Tage aufgeführt. Mit leuchtenden Augen denken wir uns den Jüngling im Zuschauerraum sitzen und den Vorgängen auf der Bühne mit angepannerten Sinnen lauschen. „Egner, geblühter, vollkommener kann man sich nicht denken, als das Mannheimer Nationaltheater.“ Doch Mannheim war für den Heiligenschein haltenden Hölzlerin unerträglich an bewundernswerten Köstlichkeiten. Was mußten doch diese Stunden des Schauspiels für ihn bedeuten haben! Die dringende Frage, in die sein Denken bisber gerichtet war, ließ alles noch goldener erstrahlen, da er nun, frank und frei, der Welt ins Antlitz sehen konnte. Hölzlerin atmete auf und erwoh die ganze Fülle des Lebens, die ihm eine in sich erhaltene Erziehung immer verlag hatte. — Nach dem Schauspiel betrachtete er das Mannheimer Jungenshaus, die hier wie Steinhaufen aufgetragenen Kanonengänge, die Granaten, Bomben, Kanonen erzeugen sein höchstes Interesse. Doch im Tiefsten berührt er von der Reinerkünde. „Das prächtigste Gebäude, das ich auf meiner Reise fand.“

Das Abendessen führte Hölzlerin und seine Verwandten in die Gesellschaft des Grafen Strum. Der Dichter kam unmittelbar neben den Grafen General zu sitzen, der in den Diensten des Königs von Frankreich grau geworden war. Strum unterließ sich so freundschaftlich mit Hölzlerin, erzählt von seinen Schicksalen, Siegen und Niederlagen, daß der Jüngling in helles Entzücken geriet. „Ich wäre ihm um den Hals gefallen, so viel Liebe gegen ihn fühlte mir dieser Greis ein.“ Tags darauf machte Hölzlerin einen Besuch bei dem Hofmannverrat Dillenius, „behal das Schloß und das Volkwerk, und überall fand ich Paläste, die mich mit Entzücken erfüllten.“ Ungern verließ der Jüngling mit seinen Gefährten morgens gegen 10 Uhr die Stadt. Er merkte wohl, daß er sich hier „noch so manchen Begriffe hätte erwerben können.“ Als sie über die Rheinbrücke fuhren, erkannte Hölzlerin die am Ufer liegenden turmförmigen Schiffe, mit

denen er sich im Briefe an seine Mutter eingehend beschäftigt. Ueber Egnerheim, dem Will Schürer, nach seiner Flucht aus Stuttgart, gelangte der Reiterwagen am Nachmittag nach Speyer zurück. 2 Tage darnach, am 6. Juni, umgeben ihn wieder die Mauern des Klosters Maulbronn.

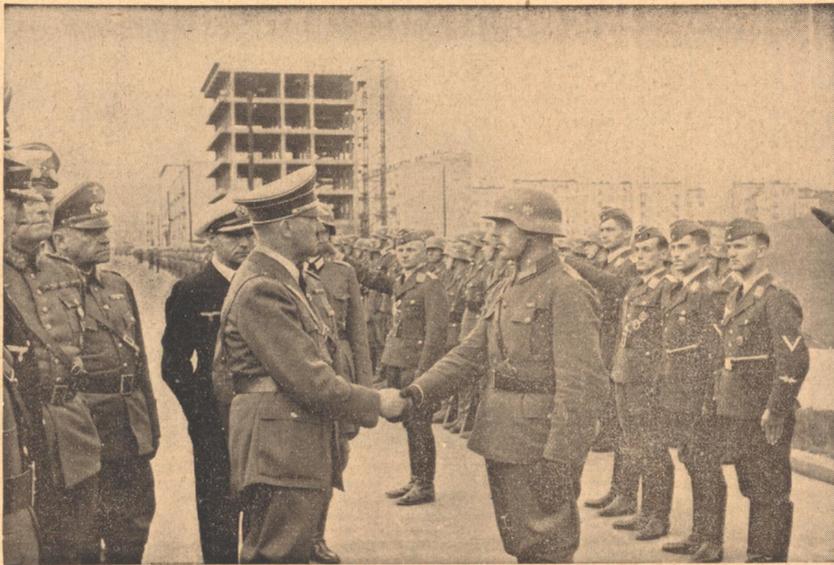
Beim unwürdigen Schauspiel des Rastatter Kongresses

Nach der Trennung von Diotima zog Hölzlerin im Herbst 1798 auf den Hof seines Freundes J. v. Sinclair nach Domburg vor der Höhe. Der Dichter hatte sich in Frankfurt auf seiner Hauslehrerliche 100 Gulden erbart und glaubte nun, bei bescheidenen Ansprüchen auf ein Jahr gehöhrt zu sein. Ungehört wollte er in Domburg seiner Kunst leben, die dichterischen Pläne in die Tat umlegen. Und wirklich fühlte er in dieser Zeit die Lust, aus dem Grunde seines Wissens schaffen zu können. Der „Opferion“ dürfte dort vollendet worden sein, unter Anspannung aller Kraft rang er mit dem „Empedokles“. Seine künstlerische Arbeit freute die Höfen reiner Dichtung an. Was mir aber aus dem homburger Jahr weiterhin selbsttun müssen, ist die Tatsache, daß seinem Werke eine ephemerische Anerkennung in den Kreisen um den Markgrafen von Hessen-Darmstadt zuteil wurde.

Schon nach wenigen Wochen unterbrach Hölzlerin seinen Aufenthalt in Domburg. Sein Freund Sinclair, der des Markgrafen rechte Hand war, reiste im Auftrag seines Besizers nach Rastatt, zu jenem Kongreß, der eine ominöse Rolle in der Geschichte spielt und mit dem bekannten französischen Gelehrtenmord abgeschlossen hatte. Zur Annahme dieser Einladung Sinclairs kam ihm wohl die verlockende Aussicht bezogen haben, auf dem Kongreß durch die Bekanntheit mit einflussreichen Personen einen Blick in die größere Welt tun zu können; außerdem war er der Meinung, daß ihm als Begleiter seines Freundes noch genügend Zeit übrig bliebe, seine Arbeit voranzutreiben. Nicht zuletzt hoffte er von Baden aus einen Absteiger zu den Seinen nach Rastatt auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bilder von der Ostfront



Der Führer in Göttingen
Der Führer begrüßt die Soldaten, die sich bei der Besetzung des früheren polnischen Göttingen hervorragend beteiligt hatten. (Presse-Hoffmann)



Bild rechts
Die ersten deutschen Truppen in Warschau. Hier zieht eine Abteilung deutscher Infanteristen in eine Vorstadt Warschaus ein.

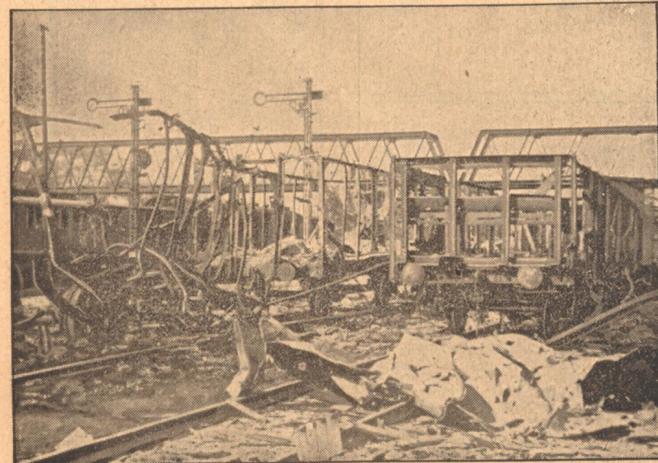
Bild links
Jüdisches Flintenweib als Anführerin gemeiner Mordbanditen. Von den deutschen Truppen wurde in der Nähe von Brest-Litowsk diese Warschauer Ghetto-Jüdin Bajla Gelblung aufgegriffen. Sie versuchte, in der Uniform eines polnischen Soldaten zu flüchten und wurde als Anführerin einer der grausamsten Mordbanden wiedererkannt. Trotz ihrer echt jüdischen Frechheit gelang es ihr nicht, die Taten abzuleugnen. (Presse-Hoffmann)



Freundschaft mit deutschen Soldaten
Ein Schnapschuß aus einer eroberten polnischen Stadt. (Presse-Hoffmann)



Gruß der Jugend an unsere verwundeten Soldaten
Eine Gruppe Jungmädels des BDM brachte den Verwundeten in einem Berliner Reserve-Lazarett Blumen und erfreute sie mit dem Gesang von frohen Liedern. (Scherl)



Die Wirkung deutscher Bomben
Unser Bild zeigt den durch Fliegerbomben zerstörten Bahnhof in Stedec. (Associated-Preß-M.)



Polnische Deserteure in Rumänien
Mit Eisenbahn und Auto und zuletzt zu Fuß überschritten viele hohe polnische Offiziere und Soldaten, aber auch Zivilisten, die rumänische Grenze. Unser Bild zeigt geflüchtete Polen vor dem polnischen Konsulat in Czernowitz. Ein großer Teil der Deserteure wurde in Internierungslagern untergebracht. (Associated-Preß-M.)

Lachen und Raten



Tugend im Jupiterlicht
Im Filmatelier: „Ich finde, sie stellt sich heute wieder einmal sehr simpertig an!“
B. Dunete

*
Sie schwärmte für hohe Literatur. Er weniger. Sie fragte: „Aber Romeo und Julia haben Sie doch gelesen?“
Er stotterte: „Bisher nur den Romeo.“

*
„Was sagen Sie dazu? Unser Hausmädchen heiratet demnach, und zwar einen Gerichtsvollzieher!“
„Ach? Hat sie den bei Ihnen kennengelernt?“

Suchbild



Wo ist der Bauer?

Zahlenrätsel
1 2 3 4 5 6

ein deutscher Lieddichter
4 2 6 mancher ist's, und hält die andern dafür
2 4 4 2 ein weiblicher Vorname
1 5 4 5 6 männlicher Vorname
1 2 3 5 4 ein Beförderungsmittel
3 2 6 4 benutzt die Näherin und der Weber
2 3 2 türftische Standesperion
4 5 1 2 bekannter rummischer Fluß
1 2 4 4 5 ein Gefäß für Badende.

1	2	3	4
5	6		
7	8	9	
10	11	12	
13		14	
15		16	17
	18	19	
	20	21	
22		23	
24		25	

Kreuzwörterfel

Waagerecht: 1 Anfechtung, 3 Vogel, 5 Stadt in Osttirol, 8 Form des Wassers, 10 Erbart, 12 europäischer Anliebewohner, 13 männlicher Vorname, 14 altnordische Gott, 15 titanische Mäuse, 17 altnordische Gottheit, 18 chemisches Element, 20 Oberart, 22 Baumgewächs, 23 Spinprodukt, 24 Teil der Kleidung, 25 Stadt in Finnland.
Senkrecht: 1 Palmenfrucht, 2 Märchenweien, 3 Luftart, 4 Signalinstrument, 6 südamerikanische Hauptstadt, 7 Denklehre, 9 entscheidender Wendepunkt, 11 drückender Ruf, 12 weiblicher Vorname, 16 Anmerkungsart, 18 Teil des Baumes, 19 Käufersfuß in Bommern, 20 Gebietsabteiler, 21 Kälbermauer.

Wer hat richtig erraten?

Silbenrätsel: 1 Darius, 2 Elite, 3 Richard, 4 Stonto, 5 Chronist, 6 Ladstaus, 7 Athene, 8 Feierabend, 9 Indlaner, 10 Saline, 11 Leitwind, 12 Toffel, 13 Einbrecher, 14 Regimentsfuß. — Der Schatz ist der Bruder des Todes.
Silbenkreuzwörterfel: Waagerecht: 1 Nofine, 3 Regime, 5 Criminal, 6 Oporto, 8 Datoia, 10 Wange, 12 Vinea, 14 Cometa, 15 Geraie, 16 Minbefest. — Senkrecht: 1 Romeo, 2 Regatta, 3 Reife, 4 Melitta, 7 Porzellan, 9 Kolonne, 10 Beluga, 11 Wäge, 12 Vitamin, 13 Tageszeit.